

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 163. Bromberg, den 19. Juli 1931.

Die Sporck'schen Jäger.

Roman von **Richard Skowronnek.**

8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nach der lebhaften Begrüßung rann das Gespräch nur spärlich dahin. Fräulein Elsbeth kämpfte anscheinend mit einer schweren Befangenheit, und der Hauptmann Rabenhainer glaubte zu erraten, was sie bedrückte.

„Elsbethchen, nicht wahr, jetzt ist's dir peinlich? Du hattest in der ersten Wiedersehensfreude wohl nicht daran gedacht, daß du in den zwei Jahren eine große junge Dame geworden bist? Also, wenn's dir recht ist, will ich von jetzt an „Sie" zu dir sagen und „mein gnädiges Fräulein!"

„Unsinn", erwiderte sie rasch, „was hat sich denn in den zwei Jahren geändert? Daß ich ein bißchen längere Röcke trage, ist alles! Sollen wir beide deshalb wie fremde Menschen verkehren?"

„Natürlich nicht", versetzte er, aber die Erkenntnis machte ihn nicht froh, daß er von der jungen Dame da drüben als ein ungefährliches Neutrum eingeschätzt wurde, das für lebhaftere Herzensregungen nicht mehr in Betracht kam. Und der weitere Verlauf des Gespräches verminderte sein Mißvergnügen durchaus nicht. Nach einigen gleichgültigen Bemerkungen hin und her kam die unter den obwaltenden Umständen eigentlich selbstverständliche Frage nach dem andern, dem Oberleutnant von Vahlenberg. Nicht so direkt natürlich, mit der Tür ins Haus, sondern auf Umwegen. Ob im Bataillon Sporck alles beim alten geblieben wäre, oder ob es in den zwei Jahren einen Zuwachs gegeben hätte. Da antwortete er: „Wir haben einen neuen Oberleutnant gekriegt — einen gewissen Herrn von Vahlenberg von den Kurprinzgrenadieren", und als bei dem Namen über das Gesichtlein da drüben ein Aufleuchten flog, gab es ihm einen Stich im Herzen. Gar manche Länge hatte er aufzuholen, bis er mit dem andern wieder Kopf an Kopf ritt.

„Ich habe ihn flüchtig kennengelernt auf der Heimreise", sagte Fräulein Elsbeth und bemühte sich, ein harmloses Gesicht zu machen, „aber nach einer so kurzen Begegnung kann man selbst bei aller Menschenkenntnis kein richtiges Urteil haben. Also, wie gefällt er dir denn eigentlich?"

Da hätte der Hauptmann Rabenhainer den Vorsprung seines Nebenbuhlers mit einem Schlage wettmachen können mit einigen abträglichen Bemerkungen und ohne der Wahrheit irgendwie Gewalt anzutun. Er brauchte nur zu sagen: „Gar nicht gefällt er mir, dieser Herr von Vahlenberg! Ein Kerl, wie eine Hundenase so kalt und so vorsichtig, daß er sich nicht zu verlieben getraut, ehe er über die Verhältnisse der Angebeteten die sorgfältigsten Erkundigungen eingezogen hat!" Aber so heimtückische Kampfesweise widerstrebte seinem ehrlichen Sinn, und da erwiderte er ernsthaft und ausführlich: „Ja, sieh mal, liebe Elsbeth, ich kenne den Herrn von Vahlenberg auch erst seit ein paar Tagen, viel zu kurze Zeit, um mir über ihn irgendeine begründete Meinung zu bilden. Wenn dir aber damit gedient ist: Er stammt aus guter Familie, seine Verwandten sind, glaube ich, in der Gegend von Danzig angesessen. Rittergutsbesitzer mit einem Adel neueren Datums, sein Großvater war noch Holzhändler. Daher kommt wohl seine übertriebene Feinfühligkeit in allerhand Fragen, die von Leuten mit älteren Traditionen etwas selbstverständlicher behandelt werden" . . .

„Onkel Rabenhainer", sagte sie und schob unwillig die Unterlippe vor, „du sprichst wie die alte Dame aus der griechischen Mythologie, die auf 'nem Dreifuß saß über Weihrauchwolken. Was soll ich mir nun aus diesem Orakel entnehmen?"

Er zögerte erst ein Weilchen, dann sprach er: „Liegt dir denn so viel daran, über diesen Herrn von Vahlenberg eine ganz genaue Auskunft zu haben?" Seine Stimme klang rauh, als wäre ihm etwas in die Kehle gefahren. Und das Schmaltierchen antwortete nicht, zuckte nur mit den Achseln, sah in die blühenden Linden hinaus, indes sich die zarten Wangen mit purpurner Röte färbten . . .

Die alte Trine kam nach kurzem Anklopfen ins Zimmer, berichtete unter einem Schwall von Worten und in erheblicher Aufregung, soeben wäre eine Ordonnanz aus dem Kasino dagewesen, hätte das ganze Offizierkorps nebst seinen Damen für den Abend zu Besuch angesagt. Sie aber wüßte nicht, wo ihr der Kopf stände und wo zuerst anfangen mit allen Vorkehrungen.

Elsbeth sprang auf.

„Laß nur, Trine, ich helf' dir! Und du entschuldigst mich wohl, Onkel Rabenhainer? Papa muß ja jeden Augenblick zurückkommen."

Sie wartete die Antwort nicht ab, verließ eilig das Zimmer, als wäre sie froh, daß es in dem so verfänglich zugespitzten Gespräch eine willkommene Unterbrechung gegeben hatte. Die alte Trine folgte ihr mit trippelnden Schritten, und der Hauptmann Rabenhainer blieb allein zurück in dem dämmerigen Gemache mit den vielen Hirschgeweihen an den Wänden und den blühenden Linden vor den Fenstern. Allein mit seinen langenden Gedanken . . .

Eigentlich wäre es nun am besten gewesen, still wieder den Weg zu reiten, den er gekommen war. Wie Fräulein Elsbeth gesonnen war, darüber wußte er ja nun Bescheid, und wie sollte er's anfangen, ihre Meinung ins Gegenteil zu verkehren? Vielleicht scharmutzieren und verliebte Phrasen drechseln wie irgendein junger Fant von Leutnant? Da hätte sie ihn nur ausgelacht oder, wie vorhin, erstaunt die Augen gehoben: „Onkel Rabenhainer, du machst mir Komplimente?" Und eigentlich wußte er nicht, zum erstenmal vielleicht in seinem Leben, wie er sich weiter verhalten sollte. . .

Wenn er zurückdachte bis in seine frühesten Jünglingsjahre, hatte ihm niemals ein weibliches Wesen sonderlich den Sinn beschwert. Leichtfertige Liebschaften anzuknüpfen, dazu hatte er weder Lust noch Zeit gehabt bei seiner ernsthaften, ein wenig schwerblütigen Auffassung des Lebens. Arbeiten und Vorwärtskommen, das war der Wahlspruch seiner Jugend gewesen, während er als einziger

Sohn einer armen Hauptmannswitwe die Schulbank drückte in Groß-Lichterfelde, und später war der Ehrgeiz hinzugekommen. Der Ehrgeiz, es zu einer ganz besonderen Stellung zu bringen in dem Geschlechte der Rabenhainer, als Beamte, Richter und Offiziere, ohne über ein gewisses Mittelmaß hinauszuragen.

Da hatte er sich's gelobt, nicht zu rasten noch zu erlahmen, ehe er es bis zum Höchsten gebracht hatte, was ein Soldat in Friedenszeiten erreichen könnte, zu der allerobersten Sprosse auf der Stufenleiter der militärischen Hierarchie. Und der Anfang war gar vielversprechend gewesen. Als blutjunger Leutnant mit knapp siebzehn Jahren kam er von der Kadettenanstalt in die Truppe, schon nach der Ableistung der Kriegsakademie übersprang er ein Dutzend Vorderleute, und nach den vier Jahren in Afrika trat er mit einem Patent in die Armee zurück, das ihn mitten unter die älteren Hauptleute rangierte. Sein Kommandeur war ihm wohlgesonnen, nach kurzer Frist winkte ihm die höhere Adjutantur, und gleich danach kam das Bataillon. Die Berufung in den Generalstab später, und zum Schluß eine ehrenvolle und glatt verlaufende Bahn, Regimentskommandeur, die Brigade, Division und ganz weit hinten das Korps . . .

Also da gab es wenig Zeit für alles, was nicht in dem Worte Dienst zusammenzufassen war, am wenigsten jedoch für solche unnützen Dinge wie Liebe und dergleichen. Nur manchmal, wenn er in kalter Tropennacht bei dem verglimmenden Lagerfeuer saß und die Gedanken in die Heimat und Zukunft schickte, schwebte ihm etwas vor von einem lieben kleinen Kameraden, der einem in sorgenvollen Stunden die Falten aus der Stirn strich. Blond mußte er sein, wie das Frauenbild da auf dem Schreibtische, und rein wie ein unbeschriebenes Blatt . . . Als erster mußte er in das kleine Herz einziehen, um es nie wieder zu verlassen.

Und da schreckte es ihn doch, daß er erst einen andern verdrängen sollte, der sich darin eingenistet hatte. Auf einen Kampf hatte er sich gefaßt gemacht, als er hinausritt — jetzt aber wußte er nicht, ob der Preis den Einsatz verlohnte. Ein liebreizendes Kind, das töricht dachte und schwatzte, ein Spielzeug vielleicht nur, das in dem Leben eines ernsthaft gesonnenen Mannes eigentlich keinen Platz haben durfte. Also Schluß, aus, man schwang sich wieder auf seinen Gaul, pfiff den beiden Hunden, und holla! . . . Wenn nur nicht noch etwas anderes dabei gewesen wäre, was aller kühlen Überlegung spottete, etwas, was glühend heiß durch die Adern rann. Ein sinnloses Begehren, das ihm die Augen verdunkelte, wenn er daran dachte, wie er — kaum zehn Minuten war es her — das blühende junge Leben in seinen Armen gehalten hatte. Und das sollte einem anderen gehören, wenn er sich jetzt zurückzog? . . .

Es wurde ihm plötzlich zu heiß in dem dämmerigen Gemach mit den blühenden Linden vor den Fenstern, er griff nach seiner Mütze und ging hinaus, einige Schritte quer über den Hof, den Weg entlang, auf dem er dem heimkehrenden alten Freunde begegnen mußte . . .

IV.

Der Abend hatte die angesagten Gäste gebracht; in den beiden großen Fährbooten des Fischers Rettelsdorf waren sie über den See gekommen, und Haus und Garten füllten sich mit fröhlichen Menschen. Das ganze Offizierkorps war erschienen, mit dem Kommandeur an der Spitze, die Verheirateten hatten ihre Damen mitgebracht, und es war wie eine stille Verabredung unter allen, das schwere Zerwürfnis, das sie so lange dem gastlichen Forsthause ferngehalten hatte, mit keinem Worte zu erwähnen. Die kluge und liebenswürdige Gattin des Kommandeurs hatte gleich im ersten Augenblick den richtigen Ton angeschlagen, als Elsbeth in einiger Verlegenheit vor ihr stand und sie mit einem Knicks willkommen hieß. Da hob sie die Errötete auf und küßte sie herzlich auf den Mund.

„Wir waren furchtbar neugierig, was aus unserm kleinen Wildfang geworden ist in den zwei Jahren, und da sind wir alle zusammen gekommen. Grüß Gott in der Heimat, mein liebes Kind, wir freuen uns mit Ihrem Herrn Papa, daß wir Sie wiederhaben!“

Elsbeth bedankte sich, der Forstmeister schüttelte dem Oberstleutnant Brinkmann in etlicher Rührung die Hand, und alles war so wie früher in alten Zeiten. Eine mächtige Erdbeerbowle stand auf dem langen Tische im Garten. Die alte Trine hatte den größten Schinken geopfert, der in der Speisekammer hing, und während sie mit scharfem Messer daumendicke Scheiben schnitt, strahlte sie über das ganze verrunzelte Gesicht, daß ihre lieben Leutnants wieder da waren, daß neues Leben eingezogen war in das so lange verödete Haus. Ein loses Völkchen war es, das an dem unteren Ende der Tafel saß, übermütige junge Krieger, die mit dem alten Faktotum ihr Späßchen trieben, ein über das andere Mal versicherten, sie hätten sich in den anderthalb Jahren zu Tode gebangt nach ihrer treuen Freundin. Sie erwiderte schlagfertig, die Sehnsucht hätte wohl weniger ihrer Person gegolten als der guten Verpflegung, und während sie sorgsam darauf achtete, daß die bei Tisch bedienenden Hausmädchen die leeren Gläser aus der Bowle füllen ließen, die vor dem Platze des jüngsten Leutnants stand, spähte sie von Zeit zu Zeit nach dem anderen Ende der Tafel hinüber.

Dort saß der Oberleutnant von Bahlenberg neben ihrem geliebten Sorgenkind, sehr geschickt hatte er's verstanden, bei dem Gange zu Tisch den Platz neben der Haustochter zu erobern. Und jetzt sprach er eifrig auf sie ein, machte ihr anscheinend den Hof, aber die alte Trine konnte nicht finden, daß er in Wirklichkeit so „blendend schön“ aussehe wie in der begeisterten Schilderung, die sie nach Elsbeths Heimkehr hatte anhören müssen. Ein nicht mehr ganz junger Herr, dem sich auf dem Scheitel schon die Haare lichteten, ordentlich lächerlich kam es ihr vor, daß so etwas auf Freiersfüßen ging, sich noch dazu um ein blutjunges Mädel bewarb, das kaum den Kinderschuhen entwachsen war. Außerdem aber ein hochmütiger Patron, der sie bei der allgemeinen Begrüßung vorhin gar nicht beachtet hatte. Wenn sie auch jetzt in der weißen Schürze am unteren Ende der Tafel stand, Schinken aufschnitt und für das Wohlergehen der Gäste sorgen mußte wie eine gewöhnliche Wirtschafterin, kam ihr doch hier ein ganz besonderer Platz zu, den alle engeren Freunde des Hauses gebührend respektierten. Sogar die Gemahlin des Herrn Kommandeurs, die Frau Oberstleutnant Brinkmann, hatte ihr die Hand geschüttelt: „Na, Fräulein Katharina, wie geht es uns denn immer?“ . . . „Danke der gütigen Nachfrage, gnädige Frau“, hatte sie darauf mit einem Knicks erwidert, „man quält sich so weiter auf diesem irdischen Leidensweg!“ . . . Danach hatten die anderen Damen des Bataillons ihr ebenfalls die Hand gegeben mit freundlichen Worten, und bei der Begrüßung der Herren Leutnants hatte sie mit Stolz empfunden, welche allseitige Verehrung sie in dem Offizierkorps genoß.

Nur dieser neue Herr von Bahlenberg hatte sich ferngehalten, als wäre es unter seiner Würde gewesen, sich der alten Wirtschafterin vorstellen zu lassen. Und da beschloß sie, es ihm heimzuzahlen, wenn sie vor dem Schlafengehen dem Schmaltierchen die blonden Haare strählte . . .

Und noch ein anderer spähte des öfteren zu dem Platze von Fräulein Elsbeth hinüber. Bei dem Gange zu Tisch hatte er ihr den Arm bieten wollen, aber sein Nebenbuhler war ihm zuvorgekommen; er mußte sich mit der Gattin des Hauptmanns Rademacher begnügen, einer gefürchteten Dame, die ärger „fachsimpelte“ als ein wider Willen verabschiedeter Major, und lange Vorträge zu halten pflegte über allerhand militärische Fragen, vornehmlich über die schlechten Avancementsverhältnisse in der Armee. Für den heutigen Abend hatte sie für die Unterhaltung mit ihrem Tischherrn das Thema der neuen Bekleidungsvorschriften gewählt, verbreitete sich mit bedeutendem Sachverständnis über die Vorzüge der feldgrauen Uniform. Dabei fand sie jedoch Zeit, ab und zu einen warnenden Blick zu dem Gatten hinüberzuschicken, der sich dem Genusse der köstlichen Erdbeerbowle ausgiebiger widmete, als es in Gegenwart des enthaltsamen Kommandeurs rätlich war. Und der Hauptmann Rabenhainer mußte ihr aufmerksam zuhören, von Zeit zu Zeit eine direkte Frage beantworten, während er viel lieber herausgekriegt hätte, was schräg gegenüber auf der anderen Seite des Tisches verhandelt wurde. Das Thema schien interessanter als die neu Bekleidungsvorschrift für die Armee, denn Fräulein Elsbeth hatte rote Wangen, die blauen Augen streiften zuweilen mit einem bewundernden Blicke das Gesicht ihres lebhaft plaudernden Tischherrn, der

mit kluger Berechnung seinem Ziele zusteuerte. Scheinbar absichtslos alles hervorhob, was ihn vorteilhaft von dem Gros der Kameraden unterschied, seine weiten, in Urlaubszeiten unternommenen Reisen, den riesenhaften Besitz, der ihm einmal als Erbteil zufallen mußte, und nur ab und zu flocht er eine vorsichtige Huldigung in seine lebhaften und interessanten Schilderungen. Wieviel schöner der Genuß aller seiner Herrlichkeiten wohl sein müßte, wenn man ihn mit einer lieben Gefährtin teilen könnte. Und seine Tischnachbarin verstand ihn. Bei jeder dieser versteckten Huldigungen senkte sie das zierliche Köpfchen, und eine dunkle Blutwelle färbte ihr feines Gesicht bis zu den rosigen kleinen Ohren . . . Der Hauptmann Rabenhainer aber drüben sah die Fortschritte, die sein Gegner machte, und verzehrte sich vor Eifersucht, kaum daß er die Selbstbeherrschung fand, seiner Dame mit geheucheltem Interesse zuzuhören. Und es half wenig, daß er sich innerlich anschrie, sich energisch daran erinnerte, daß er doch bis vor wenigen Stunden noch ein leidlich vernünftiger Mensch gewesen sei. Die Leidenschaft war über ihn gekommen wie ein heißer Wind, und er mußte sich scharf zusammennehmen, um keine Torheiten zu begehen, die einem gesetzten Kompaniechef gar übel angestanden hätten . . .

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Heimat im Munde unserer Dichter.

Von Bruno Giersche.

gd. Herb und still ist das Antlitz unseres Ostlandes — klarkühl sein Himmel und still und verschwiegen seine einsame Schöne! — Diese verschwiegene Schöne, die in Wald, Moor und Tal schlummert und die die Dichter unserer Heimat in so wundersame und glockenreine Weisen und Lieder gezaubert haben. Ja, es erfüllt uns mit Stolz und Genugtuung, daß die besten Söhne unseres Landes — unsere Dichter — es niemals vergessen haben, was ihnen die Heimat war und blieb. Wie singt doch Ludwig Jacobowski in seinem Gedicht: „Nach Hause" . . .?

„Wonach? — Die Fackel in der Hand,
so weist die Sehnsucht weit ins Land,
wo tausend Wege münden.
Ach, einen möchte ich schon gehn,
„Nach Hause" müßte drüber stehn. —
O Herz, nun geh' ihn finden!"

Diese große Sehnsucht nach der Heimat kehrt oft in den Liedern unserer Heimatdichter wieder. Alle, die das Leben in die Ferne verschlug, haben davon zu singen gewußt; keiner aber tat es wohl ergreifender und mit tieferem, edlerem Weh als Carl Busse in seinem Liede: „Heimweh?"

„In meiner Heimat wird es jetzt Frühling,
der grünt auf den ältesten Gräbern sogar.
Da klingen die Brunnen, da locken die Lieder,
da wandert mit Kätzchen die Kinderschar.
In meiner Heimat lachen die Mädchen,
die wilden Rosen erblühn im Gesträuch,
und nachts die Sterne, die glühn viel goldner,
wohl tausendmal goldner als hier bei euch!"

Vielleicht noch packender weiß Franz Lüdtke diese Sehnsucht nach der Heimat zu schildern:

„Wann darf ich heimwärts wandern,
Du Land voll Tränen, ewig mein?
Muß ich gleich tausend andern
Dir fern und einsam sein?
O, nachts, im Traumbegegnen
Streckt Sehnsucht weit die Arme aus,
Zu segnen, stumm zu segnen
Mein Ostland, mein Zuhaus."

Kein Glück der Ferne, keine Schönheit anderer Gaue kann uns unsere Väterscholle entfremden. — Und warum nicht? Die treffende Antwort darauf gibt uns Paul Dobbermann in seinem Gedichte: „Heilige Heimat".

„Ich hab' eine Heimat
so heilig schön;
wer nicht darin geboren ist
und hat sie nicht geseh'n,
der kennt sie nicht.
— — — — — — — — —
Mir aber, Heimat, bist du heilig Land,
denn hier gab meine Mutter mir das Licht!
Und Mutter ruht in deinem kühlen Bett
und wacht bei Tag und Nacht,
ob ich wohl noch die große Liebe hätt'.
Und meine Mutter hat mich oft geküßt,
drum weiß ich jetzt, wie heilig Muttererde ist!"

Auch unsere Dichter fühlen also den gleichen Unterstrom in ihrer Seele rieseln, wie ihn derzeiten Ernst Moritz Arndt und Schiller empfunden. — Die Sehnsucht nach dem ersten Licht, — nach den ersten Sternen! Und wenn die Heimaterde auch noch so karg und kümmerlich geschmückt ist, Helene Kaufnicht sagt dennoch:

„Die Heimat ist ein Zauberreich
voll Duft und Blumen, rosenroten,
da tönen Glockentöne weich,
des Kinderlandes sel'ge Boten;
da singen fein
die Engelein."

Und groß ist diese Liebe und Sehnsucht nach der Heimat. So groß und unmittelbar, wie sie Franz Lüdtke in seine Worte kleidet:

„Daheim . . . Mein Gott nur einmal noch daheim!
Nur einmal über Äckern Lerchenschlag
und Saat und Ernte, Frucht und neuen Keim
und Sonne — Sonne einen ganzen Tag
Daheim!
O, wenn mein Fuß zur alten Heimat fand,
dann knie ich hin, dann küss' ich dich, du Land,
du, Vatererde, kühlst das heiße Blut,
es jauchzt mein Kind, und alles dann ist gut — — —
Durch meiner Seele Sehnsucht schwingt ein Reim:
. . . Daheim! . . ."

Wie stark und groß muß solche Liebe sein, die solche Weise zu formen weiß. Und alle diese Liebe gilt unserem stillen, bescheidenen Land. Diesem Lande, das mit seiner eigenen verschwiegenen Schönheit gesegnet ist. Nicht jeder schaut seine stillen Wunder. Dem verwöhnten Auge des Fremden mögen sie manchmal auch entgehen. Aber das Auge des heimischen Menschen sieht sie und versteht das Eigene und Herbe ihrer Linien und Farben. Unseren Dichtern aber ist es beschieden, das Unaussprechliche, die Seele unserer Landschaft in Worte zu kleiden... Wie scharf, echt und wahr zeichnet uns der letzte Dichter heimisches Land und heimisches Volk in dem wunderbaren Gedichte: „Im Posener Lande".

„Über die Ackerkrume
Geht des Ostens schneidender Wind —
Brich dir die blasse Blume,
Schmücke dein Haar, mein Kind.

Schmale Hügelketten
Falten herb deiner Heimat Gesicht;
Tiefe Seen betten
Heimliche Schönheit ans Licht.

Von des Lebens Festen
Raunt kein Lied an dein lauschendes Ohr;
Fragend, mit kargen Ästen
Reckt sich die Kiefer empor.

Einsam der Bauer schreitet
Hinter dem Pflug, der die Schollen wühlt;
Über die Felder gleitet
Nachthauch, nebelgekühlt.

Fern das Tönen von Glocken
Leise erzittert, leise verrinnt.
Lös' dir die braunen Locken,
Schlafe, schlafe, mein Kind!"

In diesen kurzen, knappen Strophen sehen wir unser Land, erkennen wir unseren schollenverbundenen Menschen. Diese Strophen werden es auch den Fremden lehren, was Ostheimat ist, was uns Osterde bedeutet. Derselbe Dichter weiß uns aber auch in typischen, charakteristischen Einzelbildern das Wesen unserer Heimat vor Augen zu zaubern. Da ist sein Gedicht: „Birke am Moor":

> Sag sind das Nebelschwaden über'm Moor?
> Sind's weiße Kränze um des Todes Tor?
> Sieh, wie im Wind fröstelnd die Birke ächzt,
> gleich wie ein Irrer, der nach Sonne lechzt. —"

Moor! — — Birken! — — Sturm! — — Drei kurze Begriffe; aber wieviel Treffendes offenbaren sie uns von der Seele unserer Landschaft. — — Oder ein anderes Bild dieser Art von Kriebel:

> „Von Glut umhaucht steh'n Turm und Zinnen,
> ganz leise geht der Tag zur Ruh . . .
> Es schweigt der Wald, die Tannen sinnen
> den ersten, gold'nen Sternen zu."

Der abendliche Bergfried! — — Zinngekrönte Mauern! — — Und rings die weiten, schweigenden Kiefern- und Tannenwälder! — — Wie klar steht auch hier das Typische des Ostlandes vor unserem Blick. Blättern wir dazu noch in den Gedichten von Bruno Pompecki, und lesen wir danach die feingeschliffene Prosa von Paul Dahms und Franz Mahlke, dann werden wir es schon recht verstehen und erfühlen, was den Zauber und die Schöne unserer Heimat ausmacht, die Theodor Krausbauer so voller Begeisterung begrüßt:

> „Mein Heimatland, mein Posen,
> Gott grüß dich tausendmal —
> Im Schmuck der wilden Rosen —
> Im Sommersonnenstrahl!
> So weit die Blicke schweifen,
> Da lacht der Himmel blau,
> Und gold'ne Saaten reifen
> Schimmernd im Morgentau!"

Unsere Ausführungen lassen wir mit den Worten ausklingen, die Franz Lüdtke in seinem Gedichte: „Brücke zur Heimat" gesprochen hat:

> „Brücke wollen wir sein zwischen Heute und Gestern,
> Brücke für zürnende Brüder und weinende Schwestern,
> Brücke zwischen dem Heut' und dem dämmernden Morgen,
> Brücke von Nacht zu Tag über Saaten und Sorgen —
> Brücke zur Heimat!"

Fred läßt eine Dame verschwinden.

Humoreske von Jo Achim.

Dies ist die Geschichte, die Fred Birk, einer der bedeutendsten Illusionisten der fünf Erdteile und Neuseelands, der vor höchsten und allerhöchsten Herrschaften seine zauberischen Künste spielen ließ, erzählte. Es möchte Leute geben, die ein Fragezeichen hinter dieser Erzählung setzen, aber das ändert nichts daran, daß Fred sie wirklich beim sechsten Manhattan-Cocktail zum besten gab. Man kann bei Derrick Mills, dem zweiten Offizier der „Eudoxia", nachfragen, ob es nicht dies war, was Fred Birk erzählte:

„Das war gleich bei meinem ersten Auftreten in London. Da bringt mir der Portier eine Karte: Lord Newseager, und der Bursche lächelt schurkisch. „Der war noch bei jedem Zauberkünstler", sagt er, „immer läßt er sich ihre Tricks erklären." Und er erzählt ein Stückchen Familiengeschichte der Newseagers. Uraltes Geschlecht und reich wie im Film. Eine Handvoll ausgezeichneter Entdecker und Gelehrter wuchs auf ihrem Stammbaum. Noch der Vater des jetzigen Lords bestieg als erster ein paar Berge — er hat die höchsten Felsen abgeschlagen, sie in seinen Park gestellt und sich Zeit seines Lebens in dem Behagen gesonnt, daß nach ihm keiner mehr den obersten Punkt der Gipfel erreichen würde. Der also war schon ein gut Teil spleenig. Beim Sohn sackte dann der Forschungstrieb und Wissensdrang zu purer Neugierde herab: er kaprizierte sich auf die Enthüllung der Tricks von Zauberkünstlern. In seinem Schloß hatte er drei Säle mit ihren entzauberten Illusionen eingerichtet. Mit drei Worten: ein verrückter Kauz.

Na — er tritt also ein, sieht aus wie ein altes Kaninchen und geht ohne lange Palaver auf sein Ziel los. Wie ich das machte, auf offener Bühne in einem Kasten eine Dame verschwinden lassen? Ich sage ihm, daß nur noch Mano Astri außer mir dieses Stück fertig brächte, daß es unser Geheimnis wäre und wir uns verpflichtet hätten, nichts, aber auch gar nichts darüber zu sagen.

„Sehr gut", entgegnet er, „ich biete Ihnen hundert Pfund für dies Geheimnis." Ich schüttele mit dem Kopf. „200 Pfund", sagt er. Als er bei fünfhundert angekommen ist und ich mich noch immer weigere, macht er mir Zugeständnisse. Ich hätte mich verpflichtet, nichts zu sagen — gut, ich brauchte es auch nicht. 500 Pfund für eine Privatvorstellung in seinem Schloß unter der Bedingung, daß seine Tochter diejenige Dame sei, die ich in meinem Kasten verschwinden ließe.

Ein Gauner, dieser Lord. Natürlich sollte ihm das Mädchen später alles erzählen. Aber es war tatsächlich so, daß ich mich verpflichtet hatte, nichts zu sagen. Und 500 Pfund sind ein großes Stück Geld — also gemacht! Eine Sondervorstellung und Mabel Newseager als Partnerin.

Diese Mabel war das schönste Mädchen, das ich in England sah. Selbst Madgy, mit der ich damals — aber das gehört nicht hierher.

Ich fahre an einem schönen Tage zu den Newseagers — fabelhaftes Stück von einem Schloß, Jungens —, stelle meinen Kasten auf. Das alte Kaninchen beguckt sich die Sache von vorn und hinten und läßt mich anfangen. Mabel tritt in den Kasten. „Zwei und drei", sage ich, und sie ist verschwunden — eine Glanznummer. „Ausgezeichnet", staunt Newseager, dann tastet er den Kasten ab, klopft und horcht und schnüffelt und schnuppert und kann nichts finden. „Wirklich ausgezeichnet", wiederholt er nach einer halben Stunde. „Und nun haben Sie die Güte, Mabel wieder erscheinen zu lassen."

„Zwei und drei", rufe ich. Aber wer nicht wieder zum Vorschein kommt, ist Fräulein Mabel. Ich sage drei-, vier-, fünfmal mein Sprüchlein her; der Apparat funktioniert wie noch nie; aber keine Mabel ist darin, und der Alte grient. „Na", höhnt er, „es klappt wohl nicht?" Teufel, es klappt ganz und gar nicht. Ich probiere eine gute viertel Stunde. Der Alte grient nicht mehr, er hat ein Gesicht, als wollte er im nächsten Augenblick einem Schlaganfall erliegen. Alles umsonst, Mabel ist tatsächlich verschwunden. „Machen Sie keine Sachen!" schreit das Kaninchen. „Geben Sie meine Tochter her!" Himmel, wie soll ich das; sie ist weg, einfach weg. Der Alte wirft mir Dutzende von Beleidigungen an den Kopf, und ich stehe da wie Lots Weib.

Um es kurz zu machen: Nach 24 Stunden müssen sie mich frei lassen — ja, ich war eingesperrt worden, als Betrüger und Mädchenhändler, glaube ich. Ein Telegramm an Lord Newseager war gekommen: „Erbitten telegraphischen Segen zur Vermählung. Mabel und John." Was soll ich euch sagen — dies Mädchen liebte einen Jungen, den es nicht heiraten sollte. Das Kaninchen hatte sie auf Schritt und Tritt bewacht, bis sie aus meinem Kasten endlich entwischen und sich mit John trauen lassen konnte. Ein Teufel von einem Mädchen!

Der Alte tobte wie der rasende Roland. Erst als Mabel ihm das Geheimnis des Kastens verriet, hat er sich mit ihr und John ausgesöhnt. Mir war er restlos böse, und von den 500 Pfund war nicht länger die Rede. Aber Mabel und John schickten mir einen netten Brief. Vielen Dank und so. Und ein Scheck über 500 Pfund lag bei — ein prächtiges Stück von einem Mädchen!"

Wie gesagt, wir waren bei der sechsten Runde Manhattan-Cocktails, als Fred Birk uns diese Geschichte erzählte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.